



Prof. Dr. Klaus Neumann

Die Bedeutung von Migrationsgesellschaften und Wertewandel für den öffentlichen Raum



Noch nie in der Geschichte der Menschheit gab es das: dass den Älteren die Zukunft gehört oder dass das Alter das Leben bestimmen wird – der demografische Wandel in seiner vollen Blüte. Und doch gibt es immer wieder Parallelen zu historischen Begebenheiten. Dazu ein kurzer Blick zurück:

Kaiser Augustus war verzweifelt. Schon lange hatten Historiker und Geschichtsschreiber wie Polybios um 200 v. Chr. den Geburtenrückgang unter wohlhabenden Römern und Griechen beklagt. Statt eigene Kinder großzuziehen akquirierte und adoptierte man lieber Fremdlinge („Sklaven“) oder verlangte staatliche Versorgung.

Junge Völker drängten in das demografisch erlahmende Imperium, nahmen aber bei erfolgreicher Integration schnell die gleichen Verhaltensweisen an. Augustus, Initiator der biblischen Volkszählung, versuchte mit drakonischen Maßnahmen gegenzusteuern: Verpflichtung zur gesetzlichen Ehepflicht, Ehrenkleider für mehrfache Mütter und Beförderungen für Väter sowie Diskriminierungen (z.B. der Ausschluss vom Theaterbesuch) gegen Kinderlose. Nichts half, im Gegenteil: Gesetze wurden flächendeckend ignoriert oder durch Scheinehen unterlaufen. Dabei starb keineswegs das ganze Imperium aus. Beobachter wie Tacitus vermerkten jedoch voll ängstlicher Ressentiments den Zusammenhang hinsichtlich dem Zusammenhalt und dem Kinderreichtum der Juden und Christen. Deren Gott lehnte die übliche Beliebigkeit strikt ab, verkündete stattdessen Werte eines gemeinschaftlichen Miteinanders und Nachkommen als Segen.

Geschichte wiederholt sich nicht, aber sie bringt immer wieder Parallelen hervor

Am Beginn des 21. Jahrhunderts sind die Geburtenraten europaweit unter der Grenze von zwei Kindern pro Frau gesunken. Gerade unter den wohlhabenden, gebildeten – aber eben alternden und schrumpfenden – Populationen wachsen wieder ängstliche Ressentiments gegen „kinderreiche Parallelgesellschaften“, z.B. gläubige Muslime. Unklar ist, was von der urbanen mitteleuropäisch-abendländisch-christlichen Stadt- und Freiraumkultur überleben wird. Die Bevölkerung schrumpft nicht nur, sie implodiert. Und Zuwanderung ist eine, aber nicht die alleinige Lösung. Wie schon bei Augustus schrumpfen erfolgreich integrierte Gruppen schnell mit. Säkulare Muslime haben genauso wenige Kinder wie säkulare Christen, Juden oder Hindus. Schon längst hat der internationale Wettbewerb

um qualifizierte Arbeitskräfte begonnen. 2009 verzeichnete Deutschland nicht nur einen massiven Sterbe-, sondern auch einen massiven Abwanderungsüberschuss. Längst knirscht es nicht nur in den Rentenkassen, sondern auch an den Finanzmärkten. Weltweit immer mehr Sparer, aber immer weniger Anlagemöglichkeiten. „Asset meltdown“ flüstern sich nach und vordenkende Ökonomen ratlos zu. Erfährt das Credo von Wilhelm Busch aus dem Jahre 1904 aus seinem Gedicht „Der Einsame“ eine neue Renaissance?: „*Wer einsam ist, der hat es gut, weil keiner da, der ihm was tut. Ihn stört in seinem Lustrevier kein Mensch und kein Klavier.*“ Ob in Zukunft nach dem Szenario der Medizintechnik „*Das Jahr 2050 – Endstation Pflegeroboter-Heim*“ die japanischen Roboter die Zukunft sichern oder doch wieder die Kinder? Oder wie Kurt Biedenkopf 2009 in einem Interview zum Thema Demografie äußert: „*Wer keine Kinder hat, wird versuchen sich welche zu organisieren.*“

Postulat für die urbane Freiraumplanung: Denken in Generationen

„*Politiker denken in (Wahl-)Perioden, Staatsmänner in Generationen.*“ Wird diese Philosophie des britischen Staatsmanns Sir Winston Churchill auf die *Generationsperspektiven* von Stadt und (Frei-)Raum transformiert, ergeben sich ungewöhnliche Sichtweisen. Ob Hochrechnungen zur Entwicklung der deutschen Bevölkerung bis 2060 – Gedanken an Bundesgartenschauen bis 2023 in Köln – gesellschaftliche Migrationsszenarien bis weit über 2030 – Bevölkerungs- und Stadtstrukturdaten 2030 für Brandenburg, Entwicklungshorizonte für Berlin mit der Zeitreihe 2017, 2040, 2050 –, ein kritisches Nach- bzw. Vordenken über die Stadt und die Gesellschaft, über Bedarf, Aussehen, Nutzung und die Qualität auch des



urbanen Freiraums der Zukunft gehört zum professionellen Umgang. An drei Beispielen sollen Perspektiven im Generationsdenken hinterfragt werden.

Beispiel 1: Progressives Wachstum von Migrationsgesellschaft, Migrationskultur und Migrationsarchitektur

Allerorten wird debattiert, gestritten, demonstriert, für/gegen/über Migration und Migrationsgesellschaften, über Moscheebauten (besonders deren himmelwärts strebende Appendices, die Minarette) und deren Auswirkungen auf die Stadt, den Stadtraum und die Stadtgesellschaft von morgen. Eine ebenso vielfältige wie oftmals symbolhaft geführte Auseinandersetzung zum Kristallisationspunkt von Migration und ethischer Vielfalt, die zunehmend in Städten und peripheren Verdichtungsgebieten auch die urbane Stadt- und Freiraumplanung beschäftigen wird.

In Deutschland verfügen ca. 20% der Bevölkerung, d.h. ca. 16 Mio. Menschen über einen Migrationsintergrund, in den Städten sind es mit teilweise über 40% deutlich mehr (Beck, 2009). Auf kleinräumiger Ebene wie in Stadtteilen oder Straßenzügen finden sich in Städten wie Frankfurt/Main oder Berlin auch Anteile von weit über 60%. Alle einschlägigen Studien konstatieren, dass sich in Zukunft der Anteil der Migranten erheblich steigern wird und diese die Stadtgesellschaft und den Stadtraum nachhaltig beeinflussen werden. In Berlin geht der Senat davon aus, dass ca. 220.000 bis 300.000 Muslime in der Stadt leben, diese Zahl vermutlich auf ca. 400.000 bis 450.000 ansteigen wird. Über die Hälfte der Berliner islamischen Glaubens haben einen türkischen Pass, rd. ein Drittel sind Deutsche, der Rest ist überwiegend arabischsprachig, aus dem Irak, Libanon, Syrien und aus Ländern wie Iran, Pakistan oder Bosnien. In der Stadt gibt es rund 80 Moscheen, die meisten Gemeinschaften sind eingetragene Vereine, damit Imame beschäftigt werden können. Die Gemeinschaften sind häufig auch Freizeittreffpunkte, die Freitagspredigten werden häufig auf Deutsch gehalten, weil die Zahl der hier aufgewachsenen Muslime stetig steigt (Ataman, 2010).

Besonders signifikant für eine breite Öffentlichkeit, den städtischen Raum und die städtische Architektur wurden die kontrovers geführten Auseinandersetzungen um islamische *Gotteshäuser* in Köln und Berlin sowie um die Schweizer Minarett-Abstimmung Ende 2009 als Ausdruck vor einem „Kulturbruch“ (Kapellari, 2009). Einerseits werden solche Insignien von Migrationskultur und Migrationsarchitektur von z.B. Sakralgebäuden, Schulen und Begräbnisstätten von einer wachsenden muslimischen Gemeinschaft verlangt, andererseits werden sie in eine *neue* architektonische, bürgerlich-christliche Umgebung gestellt. Je nach Gruppierung, für die sie gedacht sind, machen neue Moscheebauten mehr oder weniger Anleihen an die Gebetshäuser islamischer Herkunftsländer, und das in Regionen, die weder bestimmt sind durch islamische Religion oder Kultur noch durch traditionelle islamische, das heißt mittelöstliche Moschee-Architektur.

Wenn die planerische Determinante „Soziale Stadt“ und das gesellschaftspolitische Credo „Integration“ eine nachhaltige Wirkung im Kontext urbaner Stadt- und Freiraumplanung bekommen sollen, dann gilt es verstärkt aber auch „*Das Heimatgefühl von Migranten*“ und deren Identifikationsgefühl auf die Agenda von Stadt- und Freiraumentwicklung zu setzen. Bischof Egon Kapellari im Dezember 2009: „*Der Islam hat im Rahmen der Gesetze das Recht auf öffentliche Präsenz – auch betreffend seiner Bauwerke*“, denn das Verdrängen der Religion in die Hinterhöfe enthalte auch Gefahren. Dabei geht es letztlich nicht um Statussymbole, sondern um den sozialen Frieden in unserer westlichen Gesellschaft, in der viele Menschen Angst haben vor manchen Ausprägungen von Migrationskulturen, insbesondere dem Islam. Gleichzeitig, so das Ergebnis der Studie „Muslime in Deutschland“ (Bundesinnenministerium 2007) „fühlen sich knapp 50% dieser Menschen in Deutschland abgelehnt“. Also: Angst vor Überfremdung einerseits, gefühlte Ablehnung andererseits.

Wenn wir diese Zukunft gemeinsam mit den Migranten gestalten und sie nicht nur als Gäste begreifen wollen, die sich an die Werte der Mehrheitsstruktur anpassen sollen, dann gilt es, unbefangen und selbstreflektierend einige Fragen zu stellen:

- Wer sind die in Deutschland wohnenden Personen mit Migrationshintergrund?
- Wie können wir ihre Lebenswelten, die Milieus und Stadtkulturen der Migranten verstehen?
- Wie können und müssen die Generationsperspektiven einer urbanen Stadt- und Freiraumentwicklung damit umgehen?

Beispiel 2: Degressives Wachstum: Bevölkerung, Erwerbstätige, Freiflächenbedarf

Nach Berechnung des Statistischen Bundesamtes (2010) wird die Einwohnerzahl Deutschlands von heute rd. 82 Millionen Menschen bis zum Jahr 2060 auf etwa 65 bis 70 Millionen sinken. Die Zahl der Erwerbsfähigen wird von derzeit 50 Millionen um ca. ein Drittel abnehmen. Kommen heute 34 Senioren im Alter von 65 Jahren und älter auf 100 Personen im Erwerbsalter, werden dieses im Jahr 2030 über 50, in 2060 zwischen 63 und 67 Personen sein. Besonders nachhaltig wird diese Entwicklung den Osten Deutschlands verändern. Dort wird die Bevölkerungszahl fast viermal so stark sinken wie im Westen. Im Jahr 2030 werden in Ostdeutschland voraussichtlich 15% weniger Menschen leben als im Jahr 2008, bis zum Jahr 2016 wird es einen zusätzlichen Abrissbedarf von rund 35.000 Wohnungen geben (Dellmann 2009) Die Erkenntnisse der Bevölkerungsprognose vom Mai 2010 für das Land Brandenburg werden in der Öffentlichkeit mit der Aussage „*Bevölkerungsschwund wie im Dreißigjährigen Krieg*“ (Metzner 2010) betitelt, statistisch ganz nüchtern: „*Die Bevölkerungszahl im Land Brandenburg wird auf lange Sicht weiter zurückgehen, der dramatische Bevölkerungsrückgang in den berlinfernen Regionen setzt sich ungebrochen fort, im Lausitzkreis und der Prignitz z.B. mit einem Minus von 26,7%*.“ (Amt für Statistik 2010)

In den westlichen Flächenländern wird der Rückgang dagegen nur bei 4% liegen, dennoch werden auch dort schrumpfende Städte zusehends ein Problem (Bundesregierung 2009). Nur in den Stadtstaaten Hamburg, Bremen und Berlin dürfte die Bevölkerungszahl fast stabil bleiben. Außerdem wird im Osten der Anteil älterer Menschen wesentlich schneller zunehmen als im Westen: Schon 2030 wird jeder dritte Ostdeutsche 65 Jahre oder älter sein. Im Westen wird dies erst 2060 der Fall sein. Dass diese Veränderungen auf Arbeitsmarkt und Rentenstrukturen Auswirkungen haben, ist bekannt. Bereits heute ist ersichtlich, dass sich im Sozialbereich das Verhältnis von Pfleger zu pflegebedürftigen Menschen von 1:9 im Jahre 1999 auf 1:17 bis zum Jahr 2050 erhöhen wird (Creutz 2006). Die eingangs erwähnten Szenarien der Medizintechnik erscheinen nicht absurd.

Dass solche Entwicklungen auf Wohnungsmarkt, Wohnungseinrichtung und Infrastruktur dramatische Auswirkungen haben werden, ist bekannt. In knapp 40% der Haushalte lebt hierzulande bereits heute nur eine Person, in Großstädten wie Berlin sind es 54%, besonders bei den 35- bis 55-Jährigen und den über 70-Jährigen wächst die Zahl dramatisch an (GfK 2010). Das Erfordernis zu veränderten Wohnungsgrundrissen und Wohnformen, anderen Ernährungsdargeboten („Quick-Fit-Single-Packungen“, „Convenience-Food“) und Haushaltsgeräten (von der kleinen Spülmaschine bis zum Minibräter) haben Immobilien-, Verpackungsindustrie und Hausgerätehersteller längst erkannt (Mielke 2010).

Dass diese Entwicklungen aber auch einen beträchtlichen Einfluss auf öffentliche Grün- und Freiräume ausüben, erscheint nachvollziehbar. Qualitativ hochwertige, pflege- und know-how-intensive öffentliche Grünflächen, tradierte Nutzungen, Verhaltens- und Ordnungsprinzipien im Umgang mit Friedhöfen, Kleingärten, Parkanlagen, Übernahme von Partizipation und Eigenverantwortung werden angesichts der Wandlungsprozesse zu hinterfragen sein. Der Bedeutung von Tieren im unmittelbaren grünen Wohnumfeld wird angesichts der emotionalen Vereinsamung vieler älterer Menschen großer Wert beizumessen sein. Kritisch hinterfragt werden zahlreiche an Bevölkerungszahlen orientierte Bedarfswerte für Kinderspielflächen, Sport- und Freizeitanlagen, Friedhofsflächen sowie Änderungen im Nutzungsverhalten und Bedarf an Kleingartenflächen. Wenn bereits im Jahr 2030 zwei Drittel der Bevölkerung im Osten älter als 65 Jahre sind, steht die Frage nicht nur nach qualifiziertem Pflegepersonal im Sozial- und Pflegebereich auf der tagesaktuellen Agenda, sondern auch für die Grün- und Freiflächen. Bereits heute klagen viele Kommunen über einen dramatischen Mangel an qualifiziertem Fachpersonal, um das *Natur- und Kulturgut Park* nachhaltig und angemessen zu pflegen und zu unterhalten. Welt-Online-Wissenschaft berichtete 2007: „Angesichts der zunehmenden Vergreisung der japanischen Gesellschaft müssen möglichst rasch Roboter entwickelt werden, die auf möglichst vielen Gebieten die menschliche Arbeitskraft ersetzen können. Ein

Roboter, der gleichzeitig helfe, die Kosten am Bau zu senken, soll ab 2010 auf Baustellen schuftet.“ Ist das vorstellbar – Roboter auf bundesdeutschen Grün-Baustellen im Jahre 2050? Im Sport ist es Alltag.



Abb. 1: Der Roboter als Partner beim Golf-sport (Foto: Top Swing Golf-schule)

Beispiel 3: Zwischen Online und Realität: Wertewandel, Wertverlust

- „Mann heiratet Computer! In Asien hat erstmals ein Mensch eine virtuelle Figur geheiratet, Zeremonie mit Priester inklusive. Die Grenze zwischen Realität und Computer verschwindet immer mehr. (Schmieder 2010)
- „Die Welt der virtuellen Trauer: In unserer sich rasant entwickelnden Gesellschaft, mit der zwangsläufigen örtlichen Flexibilität, ist es oft nicht mehr problemlos möglich, an den Ort der Trauer zu gelangen. Hinzu kommen die fehlende Zeit und die hohen Kosten für die Pflege der Grabstätte durch die Zurückgebliebenen. Aus diesen Gründen verlagert sich die Trauer immer häufiger ins Internet. Auf sogenannten Online-Friedhöfen können Familienangehörige und Freunde Gedenkseiten für ihre liebgewonnenen Menschen anlegen. Online-Gedenkseiten können dabei durchaus einen Teil der Trauer übernehmen bzw. ersetzen. Unsere heutige Gesellschaft nutzt das Internet sehr vielseitig, warum nicht auch als Platz zum Trauern und zum Gedenken? (LIVE-PR Deutschlandfunk, 2010)

In den letzten Jahrzehnten ist ein Wandel der gesellschaftlichen Orientierungsmuster feststellbar. Während sich noch vor 20 Jahren der Staat für seine Bürger verantwortlich und ausführend zuständig sah, wird er in Zukunft mehr die Rolle eines aktivierenden Befähigers übernehmen müssen (Knobloch 2008). Damit verlieren tradierte Pflicht- und Akzeptanzwerte im öffentlichen Raum an Bedeutung, während Selbstentfaltungswerte wie freier Wille, Individualität und Flexibilität an Bedeutung gewinnen. Dieser Wertewandel geht in alle Bereiche der Lebensgestaltung und verändert langfristig auch die Einstellungen zu Teilen des öffentlichen, grünen Freiraums. Zudem verlieren die über Jahrhunderte prägenden christli-



chen Dominanten vieler urbaner Raum- und Grünstrukturen an Bedeutung. So stehen Verkauf, Leerstand oder Umnutzung ehemaliger Sakralgebäude wie Klosteranlagen, Kirchen, Bestattungshallen auf der Agenda vieler Stadtentwicklungskonzepte. Eine sich immer weiter entwickelnde gesellschaftliche Säkularisierung der Gesellschaft wird begleitet von einer wachsenden Anzahl von Kirchnaustritten und einem vielfach bemängelten moralischen Autoritäts- und Werteverlust christlicher Religionsgemeinschaften (Casdorff 2010) „*Gerade in einer Zeit, da es doch dringend Leitplanken geben muss in der Diskussion der Gesellschaft über Maß und Mitte – genauer: über die Frage, wie in Deutschland künftig gelebt werden kann und soll –, fallen die bisherigen abendländischen-mittel-europäischen Wertegeber, die christlichen Kirchen aus*“, so B.J. Hilberath, Professor für katholische Dogmatik an der Universität Tübingen im Februar 2010. Diese „Abkehr von den etablierten Kirchen“ (DIE ZEIT), begleitet von einer ständig wachsenden Zahl der Kirchnaustritte (Medrum, 2009), ergänzt im Kontext wachsender Migrationsgesellschaften und dem stark zunehmenden Trend zur Begräbnis-Ökonomisierung mittels Algoranza, d.h. der Herstellung von (Erinnerungs-)Diamanten ausschließlich aus Kremationsasche (Teutsch 2007), führt zu erheblich veränderten Formen der „klassisch-konventionellen“ Begräbnis- und Trauerkultur und zu neuen Flächen- und Nutzungsansprüchen an ehemals „klassisch“ geprägte urbane Friedhöfe.

Laut Umfrage der Zeitschrift *chrismon* möchten nur noch 22% der Deutschen dort beerdigt werden, wo die Familienangehörigen bestattet sind. 12% ist es egal, wo und wie sie zur letzten Ruhe kommen, diese Zahl wächst beständig an. Eine dramatische Veränderung im tradierten Friedhofs- und Bestattungswesen zeichnet sich ab. So hat seit der Zulassung der Kremation z.B. in Berlin die Feuerbestattung stetig zugenommen. Während 1950 weniger als 40% der Verstorbenen kremiert wurden, waren es im Jahre 2002 bereits ca. 75%. Gegenwärtig wird das Maximum der Feuerbestattung unter Berücksichtigung der weltanschaulichen/religiösen Präferenzen mit 80% angenommen, da Muslime, Juden sowie Angehörige orthodoxer christlicher Glaubensgemeinschaften die Feuerbestattung nicht oder nur in sehr geringem Maße wählen. Zudem ist seit der Einführung der anonymen und Urnengemeinschaftsanlagen 1976 der Anteil dieser Beisetzungen auf den landeseigenen Friedhöfen auf ca. 47% gestiegen. Die Erdbestattungen nahmen dramatisch ab, auf den landeseigenen Friedhöfen beträgt ihr Anteil derzeit knapp 20% (SenStadt, 2006).

Folge dieser Entwicklungen: Der Friedhofsflächenbedarf ist innerhalb von 30 Jahren um ca. 60% gesunken, woraus sich ein langfristiger (Friedhofs-)Flächenüberschuss von rd. 340 ha ergibt (SenStadt, 2006). Da die Mindestruhezeiten für Erdbestattungen 20 Jahre und für Urnenbestattungen 15 Jahre betragen, führen Schließungen von Friedhöfen nicht ad hoc zu spürbar geringerem Personal- oder Kostenaufwand. Der Fried-

hof muss bis zum Ablauf der Mindestruhezeit der letzten Bestattung geöffnet bleiben, Pflegemaßnahmen und Verkehrssicherungspflichten nehmen daher erst nach langer Zeit ab.

Konsequenzen für Stadtgesellschaft und städtischen (Frei-)Raum

In der Analyse und bei der Suche nach den daraus abzuleitenden Konsequenzen greifen Bevölkerungstheoretiker immer häufiger auf den Faktor Religion zurück. National wie international ist erwiesen, dass religiös aktive Menschen weit mehr Kinder haben als ihre säkularen Nachbarn aus der Region und der gleichen Einkommens- und Bildungsschicht. Nach einer vom Heidelberger Religionswissenschaftler Michael Blume erstellten Übersicht existiert ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen religiöser Aktivität und Kinderzahl. Am wenigsten Kinder bekommen Konfessionslose. Angesichts diese Entwicklungen könnte also die Frage naheliegen: „Brauchen wir eine Rückkehr zur Religion?“ Nicht unbedingt, aber: In einer rapide alternden Gesellschaft müssen immer weniger Menschen immer mehr Geld erwirtschaften, damit die sozialen Sicherungssysteme (Rente, Gesundheit), aber auch die Sicherungssysteme für das urbane Grün und die städtische Naturkultur nicht kollabieren. Eine Schlussfolgerung: „*Wer den Glauben an die Familienpolitik verloren hat, aber zum Glauben an Gott nicht zurückkehren will, kann auch für eine massive Einwanderungspolitik plädieren.*“ (Lehming 2010). Der „Zwang“ zu Ein- und Zuwanderung, die daraus resultierende Entwicklung von Migrationsgesellschaften mit den dringend notwendigen Integrationserfordernissen auch in die urbane Freiraum- und Grünentwicklung erhalten somit einen wachsenden Stellenwert.

„*Heimat*“, so der Theologe Fulbert Steffensky, „*ist da, wo wir die Namen der Toten kennen.*“ Dieses Credo, in gleichem Maße gültig für Migrationsgesellschaften wie für die alternde bundesdeutsche Bevölkerung, ist vielleicht eine der entscheidenden Zukunftsprämissen bei der Suche zum „sich wohl fühlen“, zum „zu Hause sein“ in einer immer schnelleren, technologischeren und globalisierten Welt. Tradierte Nutzungen und Ordnungsprinzipien im Umgang mit Friedhöfen, Kleingärten, Parkanlagen, die Übernahme von Partizipation und Eigenverantwortung werden angesichts der Wandlungsprozesse und neuer Werteprämissen zu hinterfragen sein.

Neue Formen der Begrünung öffentlicher Freiräume (Stichworte: „*Guerilla Gardening*“, „*Besetzlinge*“) können zu einer rettenden Selbstverständlichkeit urbanen Freiraums angesichts leerer Kommunalkassen erwachsen. Neues Engagement wie die „*Münchner Stiftungsinitiative für urbanes Gärtnern*“ mit dem Ziel der Ausweitung und Anerkennung neuer gärtnerischer Bewirtschaftungsformen der Grün- und Freiflächen oder das Netzwerk „*Interkulturelle Gärten*“ mit dem Ziel, durch die Übertragung von Verantwortung und Kompetenz an Migrationsgruppen ein neues Verständnis von gesellschaftlicher



Integration zu initiieren – es sind Ansätze, die den urbanen öffentlichen Raum in Zukunft nachhaltig prägen werden.

Konsequenzen Friedhofsflächen

Für die Konsequenzen im Friedhofswesen und beim Begräbniskult kann es einen Paradigmenwechsel bedeuten: der Friedhof – ob mit oder ohne Bestattungsnutzung – nicht nur als Ort für die Toten sondern ein Kulturraum für alle gesellschaftliche Strukturen. Kein Ort außerhalb des Lebens, sondern ein Ort im Leben. Bei dieser Interpretation dürfen dort auch Veranstaltungen stattfinden, nichts spricht gegen Konzert-, Sport- oder Theaterveranstaltungen, solange die Pietät gewahrt bleibt. Margot Käbmann, ehemalige Ratsvorsitzende der EKD in Deutschland urteilt: „Ich denke, dass der Friedhof wieder mehr als kultureller Ort gesehen werden muss. Da haben wir in den letzten Jahren Fehler gemacht. Die Friedhofsordnungen waren zu strikt. Individualität, soziale und ethische Herkunft hatten viel zu wenig Raum. Wir müssen der Individualität, der Menschen mehr Entfaltung geben. Individualität heißt z.B. veränderte Liegezeiten, veränderte Symbole, individuellere Grabstätten.“

brachen für Photovoltaik zu nutzen. Auch mit Entwicklungen wie dem „Garten für Sternenkinder“, einem in Berlin im April 2010 eingeweihten Friedhof für tot geborene Babys, die nicht der Bestattungspflicht unterliegen, oder mit Forderungen wie „(...) die Brachfläche des evangelischen St.-Johann-Friedhofs in einen ‚Hundepark für Mensch und Tier‘ umzuwandeln, weil es einen Bedarf nach einer größeren Fläche gibt, auf der sich Hunde und ihre Besitzer frei bewegen können, aber ein Bedarf für eine Friedhofsfläche nicht vorhanden ist“ (Strauß 2004), wird sich die Profession verstärkt zu beschäftigen haben. Dass angesichts solcher Entwicklungen Friedhofssatzungen, planungsrechtliche Ausweisungen und ethisch-kulturelle Werte zu hinterfragen sein werden, ist selbstverständlich.

Konsequenzen Symbolverwendung

Zahlreiche Gestaltungselemente, Regeln und Symbole im Umgang mit dem urbanen Freiraum, die insbesondere für Migranten und andere Glaubensrichtungen zum Erfahren von Heimat und zur Integration beitragen, bedürfen unseres Verständnisses. Die Zuordnung von Gebäuden, Wegen und Nutzungen zu bestimmten Himmelsrichtungen, ergänzt um bestimmte Zeichen und bestimmte Farben, können von entscheidender Bedeutung für die „innere und äußere“ Lebensorientierung sein. So führt die Verwendung des Swastika-Symbols, auch Sonnenrad genannt, im westlichen Europa z.B. auf Begräbnisstätten, auf Kleidung oder als Bodenbelag zu großen Irritationen. In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts übernahmen die Nationalsozialisten von ihren Vorläuferorganisationen die Form der Swastika und verwendeten das sogenannte „Hakenkreuz“ als politisches Symbol. Das Swastika-Symbol wurde aber schon seit tausenden von Jahren in fast jeder menschlichen Kultur als ein Zeichen des Glücks, des Schutzes und als eine Verkörperung des Lebens und der wechselnden Jahreszeiten verwendet. Globalisierung, Migrationsgesellschaften und Integrationsbemühungen bringen ein



Abb. 2: Südfriedhof Köln: Deutsche Fußballroute

Ebenso behutsame wie „offene“ Ansätze sind erkennbar, z.B. die „Fußballroute zu den Grabstätten berühmter Fußballer“ auf dem Kölner Südfriedhof oder der Ansatz, durch das Aufstellen von Sonnenkollektoren die zunehmenden Friedhofs-



Abb. 3: Swastika-Symbol



neues Verständnis mit. Das Europäische Parlament forderte im Jahre 2005 die Kommission auf, auf ein Verbot der Swastika zu verzichten und die Mitgliedstaaten stattdessen dazu aufzurufen, die Menschen über die Geschichte der Swastika als religiöses und Friedenssymbol aufzuklären.

Konsequenzen Parknutzung

Der Verlust bürgerlich-tradierter Pflicht- und Akzeptanzwerte Werte im öffentlichen Grün (Park) geht einher mit anderen Nutzungsformen zahlreicher Migrationsgesellschaften. Der öffentliche Raum wird, auch mangels individueller häuslicher Möglichkeiten, zum Ort privater, familiärer, gesellschaftlicher Feste und Freizeitnutzungen. Die Folge: Immer häufiger klagen die Verantwortlichen kommunaler öffentlicher Parkanlagen „(...) am Ende des Tages werden die Rauchschwaden verschwunden sein, der Müll aber nicht. Wie so oft in den vergangenen Wochen, den vergangenen Sommern. Pappteller, Bierflaschen, sogar ganze Grills landeten nicht im Mülleimer, sondern blieben auf den Grünflächen zurück. Sogar glühende Kohlen wurden vielerorts einfach auf dem Rasen ‚entsorgt‘“. In Berlin fallen an manchen Wochenenden 15 Tonnen Müll im Tiergartenpark an, alleine die Kosten für die Müllbeseitigung liegen bei 15.000 Euro. Hinzu kommen Kosten für Schäden an Bäumen, Sträuchern und Rasenflächen. Aus diesen neuem „Wertverständnis“ öffentlicher Parkanlagen folgen mancherorts die Forderungen nach neuen, strengeren Parkordnungen (Potsdam 2007), nach „Bußgeldern, die die Disziplin erhöhen sollen“ oder die Einführung von zeitweisen Parknutzungsgebühren (Berlin 2009).



Abb. 4: Müll im Berliner Tiergarten

Konsequenz Wohnung/Wohnumfeld

Im vielen religiös-verwurzelten Migranten-Milieus spielt das Ideal vom Eigenheim eine bedeutende Rolle. Auch bei sehr bescheidenen Mitteln wird viel darangesetzt, dieses Ziel zu verwirklichen. Da der soziale Aufbau sehr vom Sippen- und Clandanken lebt, sind die Familie und der Schutz der häuslichen Sphäre besonders wichtig. Der geschützte, oftmals geschlechtsspezifische Lebensbereich des Einzelnen oder einer



Abb. 5: Kleingartennutzung in Hamburg-Wilhelmsburg

Gruppe finden sich sowohl in der Architektur und Raumaufteilung des Hauses wie auch in der Aneignung von Freiräumen wieder. Die Zuordnung von primär weiblichen und männlichen Lebensbereichen geht einher mit der wichtigsten Anforderung an die Größe der Wohnung, dass jedes Kind sein eigenes Zimmer haben soll (Sinus Socovision 2007). Darin liegt auch ein wesentlicher Unterschied zum traditionellen Gastarbeitermilieu, welches dem Wohneigentum nur wenig Beachtung schenkt. Hier gibt man sich deutlich bescheidener und mit der Rolle als Mieter zufrieden. Für das zukünftige Migranten-Integrationsmilieu ist Wohneigentum wiederum sehr bedeutsam. Trotz begrenzter Ressourcen ist man bestrebt, Wohneigentum zu erwerben. Man möchte mit den materiellen Werten der deutschen Bürgerlichen Mitte mithalten können. Da diese Wohneigentums-Realisierung aus finanziellen Gründen kurzfristig oftmals nicht möglich ist, wird solche Wohn- und Lebensqualität zunehmend in anderen Bereichen, insbesondere im Kleingartenbereich, gesucht.

Konsequenz Kleingarten

Im Jahre 2006 hatten bereits 7,5% aller Kleingärtner einen Migrationshintergrund, in Hessen waren es bereits 28%, in Baden-Württemberg 24%. In allen Regionen nimmt der Anteil deutlich zu, Kleingärten werden eine immer größere Bedeutung als sozialer Integrationsort der kommenden deutschen Gesellschaftsstruktur erhalten. Denn die oftmals deklarierte „Fremd- und Andersartigkeit“ im Wohnquartier gilt im Garten als Bereicherung. Als Bereicherung wird erlebt, dass nicht-deutsche Gartenfreunde oft ihr landestypisches Obst und Gemüse anbauen und neue Sorten in den Kleingartenanlagen einführen. Nach einer Umfrage im Kleingartenwesen hält fast jeder zehnte Befragte die nichtdeutschen Gartenfreunde für die besseren Kleingärtner (BDG, 2006).

In dieser urbanen Transformationszone von Wohnung und Kleingarten ist es nur selbstverständlich, dass zahlreiche Archi-



tekten als bisher unentdecktes Arbeitsfeld die vormals spießig-muffige Kleingartenlaube entdeckt haben und versuchen mit völlig neuen Raum- und Nutzungskonzepten von „Designerdatschen“ sich eine zukunftsweisende Existenz aufzubauen.

Fazit

Die Betrachtung solcher *Generationsperspektiven* wird (noch) manch ungläubiges und zweifelndes Kopfschütteln verursachen. Wie schnell aber Entwicklungen die aktuelle Lebenswelt nachhaltig verändern, zeigt ein Blick zurück. Vor zwanzig Jahren: das Ende der Sowjetunion, der erste Golfkrieg, Ende der Apartheid, Maastrichter Verträge, kein Internet, keine E-Mail und kein E-Mail-Commerce, wenige ICE auf der Schiene, kein DNA-Test! In der Bank noch der Kassierer – heute der Bankomat, im Auto die Landkarte – heute das Navigationssystem. Und in zwanzig Jahren?

Geschichte wiederholt sich nicht, aber sie bringt immer wieder Parallelen hervor.

Prof. Dr. Klaus Neumann

Landschaftsarchitekt BDLA, Neumann Guseburger Landschaftsarchitekten BDLR, Berlin

Fachbereich Landschaftsarchitektur und Umweltplanung, Urbanes Pflanzen- und Freiraum-Management, Beuth Hochschule für Technik Berlin

Quellen:

Alder, Y. (2009): Wie eine muslimische Identität entwickeln? Über den Alltag der Muslime in Deutschland. Islamische Zeitung 1.12.2009

Amt für Statistik Berlin-Brandenburg (2010): Im Land Brandenburg langfristig weitere Bevölkerungsverluste. Pressemitteilung vom 12.05.2010

Ataman, F. (2010): Fremd im eigenen Land. Soziale Stadt: Das Heimatgefühl von Migranten und die Instrumente der Politik. 2010

Beck, S./Perry Th. (2009): Migranten-Milieus. Erste Erkenntnisse über Lebenswelten und wohnungsmarktspezifische Präferenzen von Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland. vhw, Forum Wohnen und Stadtentwicklung, 4/2009

Beck, S. (2009): Migranten-Milieus als Schlüssel zur Stadtgesellschaft von morgen. vhw, Forum Wohnen und Stadtentwicklung, 4/2009

Berliner Morgenpost (2009): Stadtrat will Grillen verbieten. 08.08. 2009

Biedenkopf, K. (2009): Wir haben es mit einer Zeitbombe zu tun. Interview, Behördenpiegel, Juni 2009

Blume, M. (2010): Wenn Kinder ein Segen sind. Warum Säkularisierung der Gesellschaft in die demografische Sackgasse führt. Tagesspiegel Nr. 20530, Februar 2010

Bundesinnenministerium (2007): Studie Muslime in Deutschland

BDG, Bundesverband Deutscher Gartenfreunde (2006): Miteinander leben. Studie zur Integration. April 2006

Casdorff, St. (2010): Irgendwo zwischen Himmel und Erde. Alle reden über den Sozialstaat, nur die Kirchen nicht – die sind mit sich selbst beschäftigt. Der Tagesspiegel, Nr. 20540, Februar 2010

Creutz, O. (2006): Medizintechnik: Das Jahr 2050 – Endstation Pflegeroboter-Heim. Welt Online, Wissenschaft. November 2006

Dellmann, R. (2009): Abriss weiterer Wohnungen in Brandenburg nötig. Märkische Allgemeine. 30.03.2009

Die Bundesregierung (2009): Bericht über die Entwicklung der Städte. Mai 2009

Forschungsverbund Stadt 2030 (2005): Die Städte im Jahr 2030. Resümee des Forschungsverbundes „Stadt 2030“, Berlin. DIFU 2005

GfK Geomarketing (2010): Anteil der Haushalte mit Kindern in 2009 erstmals geringer als Anteil der Single- und kinderlosen Haushalte. Pressemitteilung. 04.02.2010

Hilberath, J. (2010): Katholische Kirche muss wieder Glaubwürdigkeit erarbeiten. Deutschlandradio Kultur, Radiofeuilleton, 24.02.2010

Kapellari, E. (2009): Der Islam hat Recht auf öffentliche Präsenz. Der Standard, Interview 23.12.2009

Knobloch, Ch. (2008): Gesellschaftlicher Wertewandel – Konsequenzen für die Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen. Vortrag 22. Juni 2008, AWO Düsseldorf

Lehming, M. (2010): Glaube, Liebe, Kinder – Deutschland schrumpft. Die Familienpolitik ist gescheitert – was tun? Der Tagesspiegel, 23.01.2010

LIVE-PR:2010: Die Welt – der virtuellen Trauer. Deutschlandfunk, openwerbung.de, 23.02.2010

Medrum (2009): Erzbischof Zollitsch über Zahl der Kirchengaustritte beunruhigt. Christliches Informationsforum Medrum, 26.09.2009

Metzner, Th. (2010): Bevölkerungsschwund wie im Dreißigjährigen Krieg. Der Tagesspiegel, 15.05.2010

Michalski, M. (2006): Der Einfluss des Wertewandels auf neue Formen der Arbeitsgestaltung. Fernuniversität Hagen, 2006

Mielke, J. (2010): Selbstversorger. Wie sich die Wirtschaft auf den Trend zum Einpersonenhaushalt einstellt. Wirtschaft. Der Tagesspiegel. 25.04.2010

Nagel, R. (2010): Zukunftsaufgaben für das Berliner Grün. Referat i.R. des Auftaktworkshops Leitbild Grünes Berlin. Januar 2010

Open Society Institute (2010): „At Home in Europe-Muslims in Europe“ Forschungsbericht zur aktuellen Situation über 11 Städte in 7 europäischen Ländern. London, Januar 2010

SenStadt, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin (2006): Friedhofsentwicklungsplan. Berlin, Juni 2006

Sinus Socivision (2007): Deutschland 2020, drei Gesellschaftsszenarien von Sinus Socivision mit Blick nach Osten. Aschaffenburg, März 2007

Statistisches Bundesamt (2007): Fachserie 1, Reihe 2.2 Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung und Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2005

Statistisches Bundesamt (2010): Bevölkerung im Osten schrumpft. Pressemitteilung, RBB Inforadio 23.2.2010

Stiftung Interkultur (2010): Münchner Stiftungsinitiative für urbanes Gärtnern. München. Mai 2010

Strauß, St. (2004): Tierhalter fordern Hundepark. Berliner Zeitung, 16.11.2004

Teutsch, O. (2007): Streit um Papas kostbare Asche. Spiegel Online, 31.03.2007



vhw-Fortbildung

- Stadtplanung
- Städtebaurecht
- Immobilienwirtschaft
- Kommunale Organisation und Wirtschaft

Informieren Sie sich über neue Seminare, Tagungen und Symposien des vhw und melden Sie sich online an:

<http://www.vhw.de/seminar>